Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Band: 160 (2020)

Artikel: Gold und Silber : Gold- und Silberschmiedearbeiten aus dem Kanton St. Gallen. Inventar einer Privatsammlung

Autor: Steccanella, Angelo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946353

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gold und Silber

Gold- und Silberschmiedearbeiten aus dem Kanton St. Gallen. Inventar einer Privatsammlung

von Angelo Steccanella

Silber ist ein klassisches und traditionsreiches Statussymbol. Neben Langlebigkeit und Repräsentativität lässt es sich mannigfach verarbeiten, verzieren und mit den unterschiedlichsten Materialien wie Gold, Edelsteinen oder Holz kombinieren. Zudem ist und war es auch immer eine Kapitalanlage, wie es im geflügelten Wort vom «Familiensilber verscherbeln» zum Ausdruck kommt. In Krisenzeiten ist Silber einfach zu transportieren und überall verkäuflich. Dabei ist das Materialgewicht oft entscheidender als die Kunstfertigkeit des Goldschmieds.

Silber wird im kirchlichen wie auch im privaten Bereich verwendet. Seien es Reliquiare, Trinkgefässe oder Nippes, allen ist gemeinsam, dass sie der andauernden Pflege bedürfen, um ihren Glanz und damit ihre Schönheit voll zu entfalten. Der permanente Kampf gegen die schwarz-bläuliche Oxidschicht ist jedoch nicht vergebens. Permanente Pflege steigert den Glanz des Silbers, fördert aber auch die emotionale Bindung des Besitzers.

Der Aufwand, der notwendig ist, um die Schönheit des Silbers zur vollen Entfaltung zu bringen, hat aber auch Nachteile. In modernen Schweizer Haushalten ruht das Familiensilber häufig unbenutzt in einer Schublade. Man scheut den Aufwand der Pflege und behilft sich lieber mit waschmaschinenfestem Designbesteck aus Stahl. Auch dies ist typisch für Statussymbole. Mehr als andere Gegenstände unterliegen sie Konjunkturen. Eben dieser Umstand hat dazu geführt, dass auf den folgenden Seiten eine einzigartige Sammlung von St. Galler Goldschmiedearbeiten vorgestellt werden kann.

Im Jahr 2004 teilte mir der bekannte Zürcher Silbersammler und Antiquitätenhändler Martin Kiener mit, dass er seine über beinahe zwei Jahrzehnte mit intensivem Aufwand zusammengetragene Sammlung von St. Galler Goldschmiedearbeiten verkaufen wolle. In den letzten hundert Jahren ist keine vergleichbare Sammlung auf den Markt gekommen. Deshalb musste alles Mögliche unternommen werden, damit diese Sammlung als Ganzes in den Kanton St. Gallen kommen konnte. Schliesslich gelang es dem Rheintaler Anwalt Dr. Werner Ritter mit der von ihm gegründeten Stiftung «St. Galler Kulturgut» die finanziellen Mittel für den Erwerb dieser bedeutenden Sammlung bereitzustellen.

Die einzelnen Goldschmiedearbeiten sind nach ihrer Herkunft gruppiert und anhand einer Fotografie chronologisch und kunstgeschichtlich eingeordnet. Spezifika der Herstellung und Verwendungszweck werden erläutert. Anhand der Sammlung Kiener kann auch ein Inventar der im Kanton St. Gallen tätigen Goldschmiede erstellt werden. Begleitet und abgeschlossen wird der Artikel mit einem Glossar der gängigen Fachbegriffe des Goldschmiedehandwerks.

Status hat auch mit Qualität und deren dauerhaften Gewährleistung zu tun. Insbesondere bei Edelmetallen, wo neben dem künstlerischen Aspekt besonders der Materialwert von zentraler Bedeutung ist, sind detaillierte Vorschriften zum Reinheitsgehalt und dessen Kontrolle entscheidend. Mit sogenannten Goldschmiedeordnungen setzte die St. Galler Obrigkeit schon im 15. Jahrhundert minimale Standards durch.

Legierungsvorschriften

Reines Silber lässt sich mit den Techniken der Goldschmiede hervorragend verarbeiten, eignet sich aber wegen seiner relativen Weichheit nicht für Gebrauchsgegenstände. Aus diesem Grund wurde Silber schon früh mit andern Metallen, meist Kupfer oder Messing, legiert. Der Silberanteil (Feingehalt) dieser Legierungen wird in der Schweiz seit dem späten 19. Jahrhundert in Promille angegeben.[1] Davor war im süddeutschen Raum für Goldschmiedearbeiten die 13-lötige «Augsburger Prob» Massstab.[2] Silber lässt sich

1 Es werden verschiedene Punzen (Eisen für die Metallstempelung) für die Feingehalte von 800/1000–900/1000 verwendet. 1882 führte der Bund eine erste einheitliche Stempelung ein, die in der Folge mehrmals überarbeitet wurde.

2 Der Feingehalt einer Arbeit wurde also in Sechzehnteln angegeben. Üblicherweise verwendetes 13-lötiges Silber entspricht einem Feingehalt von 13/16 respektive 812/1000.

aber problemlos mit bedeutend grösseren Mengen von Kupfer oder Messing legieren, bei über 50 Prozent unedlen Metallen erhält das Silber eine rötliche (Kupfer-) oder gelbliche (Messing-) Farbe. Durch sogenanntes Weisssieden kann der Goldschmied die unedlen Metalle von der Oberfläche eines Werkstückes entfernen und erhält einen Feinsilberüberzug. Nach dem Polieren der reinsilbernen Oberfläche kann ein Laie die Silberqualität des entsprechenden Werkstückes nicht mehr feststellen.

Im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts kam der Gebrauch von silbernen Gerätschaften für den häuslichen Bereich vermehrt auf. Vermögende Bürger schafften sich Becher, Humpen (Bierkrüge) und teils auch Tafelgeschirr an. Diese silbernen Geräte dienten nicht nur als Tafelzierde, sondern auch als Wertanlage. Bei Bedarf wurden sie als Tausch- oder Zahlungsmittel verwendet.[3] Deshalb war für die Besitzer die Kenntnis des Silbergehaltes in einer Goldschmiedearbeit von entscheidender Bedeutung. Zudem wurde eine Goldschmiedearbeit nach Gewicht und nicht nach Arbeitsaufwand verrechnet und bezahlt.[4]

Durch die guten Legierungseigenschaften des Silbers war es für die Goldschmiede einfach, ihre Kunden zu übervorteilen und ihnen schwach legiertes Silber zu verkaufen. Deshalb begannen die Städte schon früh, Vorschriften über den Mindestfeingehalt des Silbers zu erlassen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden zusätzlich noch Punzierungsvorschriften verfügt.[5] So kennt Konstanz in seiner Goldschmiedeordnung von 1534 zwar die Verpflichtung für den Goldschmied, seine Arbeiten mit der Meistermarke zu kennzeichnen, die Regelung für ein Stadtzeichen fehlt aber noch. Sie wurde für die Goldschmiede des Stadtgebietes erst um 1557 verpflichtend eingeführt. Auch die Stadt Zürich kennt schon im 15. Jahrhundert die Punzierungsvorschrift für den einzelnen Meister. Aber auch hier wird das Stadtzeichen erst mit der Goldschmiedeordnung von 1544 gängig. Etwas früher war die Stadt Augsburg. Schon mit der Goldschmiedeordnung von 1529 wurde die Beschau (Stadtzeichen), die von einem vereidigten «Vorgeher» oder «Geschaumeister» eingeschlagen wurde, verbindlich vorgeschrieben. In Konstanz und in Zürich bestand zu Beginn wohl noch die Selbststempelung, wobei auch die Stadtmarke (Beschauzeichen) vom ausführenden Goldschmied und nicht von einem «Wardein» oder «Vorgeher» mit der Punze in die Goldschmiedearbeit eingeprägt wurde.[6] Grund für diese Annahme ist die grosse Verschiedenheit der Beschauzeichen. In Zürich selbst wurde erst im Jahr 1779 das Amt des Zeichenmeisters eingeführt.[7] In Wil wird im Goldschmiedeeid des Jahres 1500 die Stempelung erwähnt, an Objekten nachweisbar ist sie erst um 1560. Für die Stadt St. Gallen ist eine Goldschmiedeordnung erst für das Jahr 1561 belegt.[8] Von Rorschach und Lichtensteig sind keine Goldschmiedeordnungen bekannt. Es kann vermutet werden, dass wie in Zürich und Konstanz Goldschmiedeordnungen von andern Städten angefordert worden sind, um sie dann teils wörtlich, teils den eigenen Verhältnissen angepasst den Goldschmieden der eigenen Stadt vorzulegen.[9] In den St. Galler Städten war bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts die Selbststempelung üblich.

Die Goldschmiedeordnungen enthielten in der Regel folgende Vorschriften:

- Die Goldschmiedearbeiten mussten einen Mindestgehalt an Silber enthalten (meist 13-lötig, was einem Silbergehalt von 81,25 Prozent entspricht).
- Altsilber (Geräte und geschmolzenes Silber) durfte nicht von verdächtigen Personen aufgekauft werden.
- Falschmünzen oder schwach legierte Münzen, die den Goldschmieden zur Weiterverarbeitung übergeben wurden, mussten der Obrigkeit angezeigt werden.
- Altsilber mit einem über die Vorschriften hinausreichenden Feingehalt, das zur Weiterverarbeitung übergeben wurde, war dem Kunden in gleicher Qualität zurückzugeben.
- Altsilber mit einem zu tiefen Feingehalt durfte nur verarbeitet werden, wenn der Feingehalt nach Vorschrift erhöht wurde.
- Goldschmiede durften keine heimlichen Werkräume mit offenem Feuer haben.[10]
- Es war verboten, nicht in Silber geschaffene Geräte zu vergolden. Eine Ausnahme bildeten lediglich Kirchengeräte.

3 Dora Rittmeier, St. Gallen, S. 8.

4 1790 wurden für Augsburger Silberarbeiten das Lot (14.5 g) mit 1 Gulden 40 Kreuzer verrechnet; vgl. Steccanella, AREK, Pfarrkirche Grub.

5 Vorschriften für die Stempelung der Stadtzeichen und Meistermarken (heute Verantwortlichkeitszeichen).

6 «Wardein, Vorgeher, Zeichenmeister» sind Bezeichnungen für die von der zuständigen Obrigkeit (Zunft oder Stadtregierung) gewählten und vereidigten Kontrollpersonen, welche den Silbergehalt zu prüfen und die Arbeiten mit den Garantiemarken (Stadtzeichen) zu versehen hatten. Diesen Kontrollpersonen waren ähnliche Aufgaben und Kompetenzen übertragen, die heute die Eidgenössische Edelmetallkontrolle innehat.

7 Vgl. Rosenberg, Merkzeichen, Bd. 3, S. 222; Lösel, Zürcher Goldschmiede, S. 144; Gleichenstein und Douglas, Gold und Silber aus Konstanz, S. 79f.; Seling, Augsburger Goldschmiede 1529–1868.

8 Rittmeyer, St. Gallen, S. 9.

9 Für die Stadt Lindau ist nachgewiesen, dass Goldschmiedeordnungen von verschiedensten Städten des Bodenseeraumes, darunter auch von St. Gallen, als Vorlagen erbeten wurden.

10 Darunter sind Werkräume mit Essen, Schmelzöfen, Lötrohren usw. zu verstehen.

- Das Vergolden von Münzen war verboten, um Verwechslungen mit echten Goldmünzen vorzubeugen.
- Bei neuen Arbeiten durfte kein Weichlot (niedriger Feingehalt) verwendet werden.

In kleineren Städten, beispielsweise in Wil (SG), beinhaltete die Goldschmiedeordnung oftmals einen Hinweis auf die bekannten Goldschmiedezentren wie Konstanz oder Augsburg. Die Goldschmiede wurden angehalten, so zu arbeiten, wie es in diesen Zentren üblich war. Dabei wurde stillschweigend vorausgesetzt, dass die Goldschmiede die entsprechenden Ordnungen kannten, da sie entweder als Lehrlinge oder wandernde Gesellen in diesen Städten gearbeitet hatten.[11]

Die genannten Vorschriften betreffend Feingehalt und Stempelung blieben grundsätzlich bis zum Zusammenbruch der alten Ordnung im Jahr 1798 gültig. Während des 19. Jahrhunderts stempelten die Goldschmiede nach eigenem Gutdünken, bis der Bundesstaat 1882 eine einheitliche Stempelung vorschrieb.

Goldschmiedewerke aus der Stadt St. Gallen

Salz war früher kostbar und vor der Zeit von Konservendosen und Tiefkühlgeräten für die Lebensmittelkonservierung unverzichtbar. In der Eidgenossenschaft waren bis in die 1830er Jahre keine nennenswerten Salzvorkommen bekannt, das Salz musste zu einem grossen Teil importiert werden.[12] Vor allem in Krisenzeiten wie dem Dreissigjährigen Krieg war die Salzversorgungsnot gross und das Salz entsprechend teuer. Deshalb wurde das wertvolle Gewürz in wohlhabenden Haushalten in besonders kostbaren Schälchen dargeboten. Diesen Brauch zeigen die beiden Salzschalen in der Sammlung Kiener.

Die ältere, um 1610 von Gabriel Murer geschaffene Salzschale zeigt die im deutschen Gebiet übliche Form des gleichseitigen Dreiecks mit den halbkreisförmigen Ausbuchtungen. Das zentrale Schälchen ist halbkugelig und im Gegensatz zur reliefierten Rahmung vollkommen glatt gehalten. Engelsköpfe füllen die Spitzfelder, Hase, Hund und Löwe die Kreissegmente. Die Füsse sind als stilisierte Greifenköpfe mit volutenartigem Federkamm[13] gestaltet. Die Salzschale ist für St. Gallen besonders wertvoll, weil sie die einzige bekannte Arbeit von Gabriel Murer ist.[14]

Salzschale, St. Gallen, um 1610. Silber, vergoldet. Meister: Gabriel Murer.[15]

Von ganz anderer Art, nämlich vollkommen in barocker Formensprache gestaltet, ist die von Goldschmied Hans Caspar Anhorn um 1690 geschaffene Salzschale. Über dem gekniffenen Standring hat der Goldschmied einen Wulst hochgetrieben, den er mit silberweiss belassenem, fedrig anmutendem Akanthuslaub verziert hat. Ein leicht konvex eingezogener Schaft trägt eine dem Fussrand entsprechend gekniffene Scheibe mit Blattwerkwulst, der den halbkugeligen Salzbehälter umschliesst. Dieses hochbarocke Blattwerkdekor ist typisch für die St. Galler Arbeiten des späten 17. Jahrhunderts, jedoch gegenüber den Augsburger Silberarbeiten um zehn bis 20 Jahre stilverspätet. Hans Caspar Anhorn war ein vielbeschäftigter und wohl auch geschätzter Goldschmied. Aus seiner Werkstatt haben sich mehrere Pokale, viele Abendmahlskelche, Messkelche, Messgarnituren und eine grosse Anzahl Besteckteile erhalten.

11 Vgl. Rittmeyer, Wil, S. 10f.

12 Importiert wurde das Salz im ostschweizerischen Raum aus dem Tirol (Hall) und aus Bayern (Reichenhall). Bereits im späten 15. Jahrhundert kochten die Berner Salz aus den Solequellen in Bex. 1685 erwarb die Berner Regierung die Saline von Bévieux, aus der bergmännisch grössere Mengen Salz gefördert werden konnten. Die Salzgewinnung war jedoch technisch und personell sehr aufwändig und daher teuer. Nach der Erschliessung der Salinen bei Basel (1836/37) waren diese von Bern betriebenen Salzbergwerke nicht mehr konkurrenzfähig. 1837 begann die Salzförderung in der Saline durch Glenck, Kornmann & Co. in Pratteln. Siehe dazu auch den Artikel «Salz» im Historischen Lexikon der Schweiz, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14041.php (04.08.2018).

13 Als Federkamm wird langes Gefieder am Kopf eines Vogels bezeichnet. Ausgeprägt zeigen sich solche Federkämme bei verschiedenen Sitticharten.

14 Gabriel Murer wurde in der Literatur auch die 1613 von Abt Bernhard Müller nach Altstätten gestiftete Monstranz zugeschrieben. Diese Zuschreibung ist nach dem aktuellen Forschungsstand nicht mehr gesichert.

15 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 116.

Salzschale, St. Gallen, um 1690. Silber, teilvergoldet. Meister: Hans Caspar Anhorn.[16]

Frauengurt, St. Gallen, um 1680. Silber. Meister: Joachim Laurenz Stauder.[19]

Während die wohlhabenden Männer oft das politische Leben der Stadt bestimmten, wurde der Haushalt in der Regel von den Frauen bestritten. Die Verwaltung der beträchtlichen Vermögen fiel in den Aufgabenbereich der Meisterin im zünftischen Haushalt oder der Herrin im Haushalt eines Kaufmanns. Zu den wohlhabenden Haushalten zählten oftmals Lehrlinge, Gesellen und Mägde. Deren Verpflegung und Bekleidung war gemäss Feldkircher Quellen Aufgabe der Hausfrau.[17] Als Zeichen ihres Ranges trugen diese Frauen an ihren Gürteln die verschiedenen Hausschlüssel und einen Köcher mit Messer, Scheren und andern nützlichen Werkzeugen. Begüterte Frauen besassen dafür einen aus reinem Silber geschaffenen Gürtel. Wir wissen dies aus zahlreichen Gemälden mit Porträts aus dem 17. Jahrhundert. Gürtel und Werkzeugköcher sind nur spärlich erhalten geblieben, weil sie oftmals eingeschmolzen wurden, nachdem sie ausser Mode gekommen waren.

Ein solcher Frauengürtel, geschaffen von Joachim Laurenz Stauder, befindet sich in der Sammlung von Kiener. Die einzelnen Gürtelglieder und die Gürtelschnalle sind in Silber gegossen und sorgfältig zusammenmontiert worden. Wir kennen aus dem Kanton St. Gallen nur noch einen weiteren intakten Silbergürtel, der heute in der Sammlung des Schweizerischen Nationalmuseums aufbewahrt wird.[18] Ein leicht abgeänderter Gürtel, ebenfalls von einem Wiler Goldschmied, befindet sich im Kirchenschatz der Stadtpfarrkirche St. Niklaus in Wil. Arbeiten von Joachim Laurenz Stauder sind selten. Man kennt neben diesem Gürtel nur zwei Abendmahlskelche, die ihm sicher zugeschrieben werden können.[20]

Erhaltene Besteckteile zeigen, dass zweizinkige Fleischgabeln, Messer und Löffel bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die üblichen Tafelbestecke waren. Mehrzinkige Speisegabeln kamen erst mit der Verfeinerung der Tischsitten anfangs des 18. Jahrhunderts auf. Die Löffel waren meist aus Holz geschnitzt, Löffel aus Metall oder gar aus Silber fand man nur in begüterten Haushalten. Diese silbernen Löffel zeichneten sich durch grosse, tropfenförmige Laffen aus, die auf der Unterseite durch einen sich spitz verjüngenden Grat verstärkt wurden. Wegen dieser Verstärkung, die an den Schwanz einer Ratte erinnert, erhielten diese frühen Löffel den Namen Rattenschwanzlöffel.[21]

Vergleicht man die beiden ziemlich gleichzeitig entstandenen Löffel, so fällt auf, dass der Löffel des Johannes Reutiner nach einer älteren Vorlage[22] als der Löffel von Täschler geschaffen wurde. Arbeiten von Reutiner sind relativ selten. Grössere von ihm geschaffene Arbeiten sind ein Kelch[23] und ein Pokal[24]; ansonsten sind nur noch drei Löffel bekannt.

16 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 8.
17 Solches ist beispielsweise in den Vereinbarungen beim Aufdingen (Einstellung) der Lehrlinge in den Akten der Feldkircher Grosshammerzunft oft erwähnt (Vgl. Steccanella, Feldkirch, S. 1–13; Stadtarchiv Feldkirch, Feldkircher Künstler und Handwerker).
18 Schweizerisches Landesmuseum Zürich, Inv.-Nr. 13174.
19 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 148.
20 Steccanella, AREK, Inv.-Nr. AR-RKG-08-003.
21 Vgl. dazu Lanz, Weltliches Silber, Kapitel Bestecke, S. 25–185.
22 Reutiners Löffel gleicht jenen Rattenschwanzlöffeln, die andernorts schon um 1650 hergestellt worden sind.
23 In der Krankenhauskapelle Appenzell.
24 1984 für das Historische Museum St. Gallen erworben.

Oben: Rattenschwanzlöffel, St. Gallen, um 1690. Silber. Das Stielende ist mit einem gegossenen Maskaron[25] verziert. Meister: Johannes Reutiner.[26]

Unten: Rattenschwanzlöffel, St. Gallen, um 1690. Silber. Meister: Zacharias Täschler.[27]

Zacharias Täschler war mit seiner Arbeit auf der Höhe seiner Zeit und wohl der beste St. Galler Goldschmied des späten 17. Jahrhunderts. Deshalb erstaunt es nicht sonderlich, dass der katholische St. Galler Abt dem reformierten Täschler die Neufassung des Wiborada-Löffels anvertraute, immerhin eine der wichtigsten Reliquien des ehemaligen Klosters St. Wiborada in St. Georgen.[28] Von Täschler sind nur Abendmahlskelche in Sitterdorf (TG) und eine Lavabo-Platte in der Pfarrkirche Bruggen sowie drei Löffel im Handel bekannt.

Wie oben erwähnt, verfeinerten sich im 18. Jahrhundert die Tischsitten. Wie bei der Mode war auch hier der französische Hof das Mass aller Dinge. Die St. Galler Kaufmannschaft hatte selbstverständlich nach Frankreich rege Geschäftsbeziehungen. Das zeigte sich unter anderem darin, dass geflohene Hugenotten in St. Gallen auf Zeit geduldet wurden und ab 1685 in der Stadt auch Gottesdienste auf Französisch abhalten durften.

Zu den verfeinerten Tischsitten Frankreichs gehörten nicht nur die persönlichen Besteckteile zu jedem Gedeck, sondern auch die Einführung des Porzellans, welches Teller, Schüsseln und Platten aus Metall ablöste. Dazu kamen neue Gedeckteile wie Terrinen[29], Kaffee- und Teekannen sowie Huiliers, mit denen man Öl und Essig auf der Tafel bereitstellen konnte.

Eine solche, in Silber geschaffene Halterung für Essig- und Ölflaschen wurde vom St. Galler Goldschmied Georg Leonhard Hartmann um 1730 geschaffen. Vermutlich diente ihm ein in Frankreich hergestelltes Stück als Vorbild, vielleicht sogar eines, das nach St. Gallen geflüchtete Hugenotten mitgebracht hatten. Von Hartmann sind sonst nur Löffel erhalten.

Die Vermögenden leisteten sich dort, wo es die Obrigkeit nicht durch die Sittenmandate[30] verbot, zunehmend Luxusartikel. Dazu gehörte auch silbernes Spielzeug für Säuglinge und Kinder. Ein durchaus nützliches Luxusspielzeug war die silberne Kinderrassel. Silber desinfiziert, und so war Silber bei diesem Spielzeug nicht nur Luxus, sondern bot auch einen wirkungsvollen Schutz gegen Infektionen. Für Spielzeuge wurde auch die rote Koralle verwendet. Sie diente nicht nur den zahnenden Kindern zum Beissen, sondern ihr wurden auch magisch-heilende Kräfte zugeschrieben. So sollte sie unter anderem gegen alles Böse

25 Der Maskaron (frz. mascaron, Fratzengesicht) ist in der Goldschmiedekunst ein meist halbplastisch gegossener Schmuckteil an Löffelstielen und Hohlgefässen.
26 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 128.
27 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 160.
28 Steccanella, Glattburg, S. 222.
29 Terrinen sind Schüsseln mit Deckeln.
30 Vgl. den Artikel «Sittenmandate» im Historischen Lexikon der Schweiz, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16552.php (04.08.2018).

Huilier, St. Gallen, um 1730. Silber.
Meister: Georg Leonhard Hartmann.[31]

schützen, Lebenskraft, Freude und Energie bescheren sowie die Empfänglichkeit des Trägers für Neid und Missgunst schwächen. So erstaunt es kaum, dass auch Schmuck und Devotionalien[32] aus Koralle gefertigt wurden.

Die von Anton Hartmann gefertigte Kinderrassel besticht nicht nur durch den absolut perfekten Erhaltungszustand, sondern auch durch das Goldschmiedezeichen. Es handelt sich damit um die einzige bekannte gemarkte Kinderrassel vor 1800 aus der Eidgenossenschaft. Anton Hartmann schuf ansonsten neben Bestecken auch sehr qualitätsvolle Korpusarbeiten, so 1748 zwei Abendmahlskelche für Teufen[33] und eine Rokoko-Teebüchse, die sich um 1930 in Privatbesitz befand.[34]

Um 1790 schuf Silvester Samuel Kunz zwei Schnapsbecher, deren Schmuck lediglich in den Profilen des Fuss- und Lippenrandes sowie in der Ziervergoldung besteht. Schnapsbecher sind selten, aus der Ostschweiz kennen wir nur diese beiden Stücke.

Nach beinahe gleicher Vorlage wie die beiden Schnapsbecher ist das Kännchen geschaffen worden. Es dürfte als Rahmkännchen bei einem Teeservice verwendet worden sein. Bedeutend ist die schlichte Form, deren einziger Schmuck die gravierten Randlinien und die Ziervergoldung sind.

Kinderrassel mit Pfeife, St. Gallen, um 1740. Silber, Koralle.
Meister: Anton Hartmann.[35]

Paar Schnapsbecher, St. Gallen, um 1790. Silber, teilvergoldet.
Meister: Silvester Samuel Kunz (Cunz).

31 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 67.
32 Gegenstände, die bei der Andacht benützt werden (zum Beispiel Rosenkranz, Statue, Kreuz).
33 Steccanella, AREK, Inv.-Nr. AR-RKG-08-004.
34 Rittmeyer, St. Gallen.
35 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 645.

Kleines Kännchen, St. Gallen, um 1790. Silber, teilvergoldet. Meister: Silvester Samuel Kunz (Cunz).[36]

Zwei Kaffeekannen, St. Gallen, um 1820. Silber. Meister: Michael Rietmann.[39]

Neben diesen Arbeiten schuf Silvester Samuel Kunz vielerlei Tischgeräte und Bestecke. Am häufigsten erhalten haben sich Tafel- und Kaffeelöffel. Von ihm sind aber auch Korpusarbeiten bekannt, so beispielsweise zwei Abendmahlskelche in Eichberg (SG).[37] Selten, weil auch viel weniger hergestellt, sind hingegen Servier- und Schöpfbestecke. Zu diesen gehört ein silberner und teilvergoldeter Saucenschöpfer. Der Griffteil besteht aus gedrechseltem, schwarz lackiertem Holz mit abschliessendem Beinknäufchen. Es handelt sich hierbei um eine sehr geschmackvolle Empire-Arbeit.[38]

Ebenfalls schöne Empire-Arbeiten sind die beiden von Michael Rietmann geschaffenen Kannen. Es ist eine zusammengehörige Garnitur für Kaffee (grosse Kanne) und Mokka[40] (kleine Kanne). Aus süddeutscher Produktion (Augsburg) häufiger, sind solche Zweiergarnituren in der

Saucenschöpfkelle, St. Gallen, um 1800. Silber, vergoldet, Holzgriff. Meister: Silvester Samuel Kunz (Cunz).

6 Kaffeelöffel in Etui, St. Gallen, um 1820. Silber, vergoldet, Lederetui. Meister: Felix Kelli (Kelly).[41]

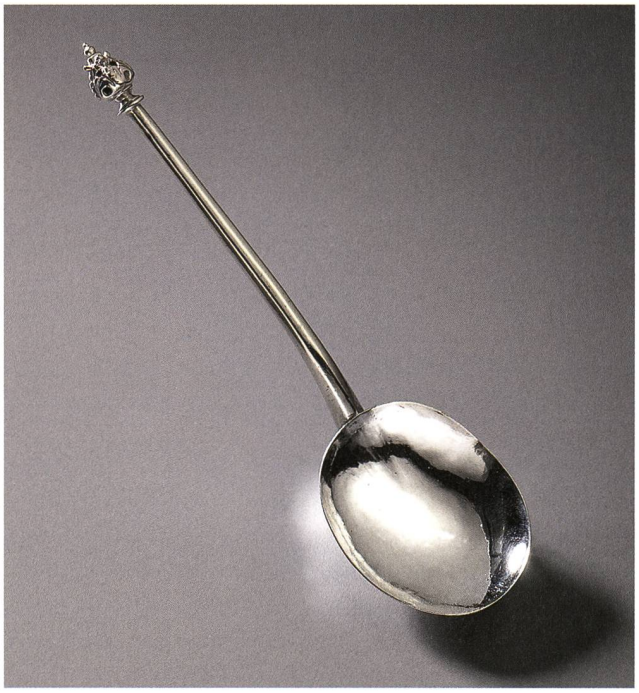
36 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 87.
37 Steccanella, SGEK, Inventarnummer AG-I 151.
38 Empire (frz. = «Kaiserreich») ist eine Stilrichtung des Klassizismus, die während der Herrschaft Napoleons I. (1804–1815) vorherrschte.
39 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 131.
40 Konzentriert aufgegossener Kaffee, der schwarz, ohne Zucker und Milch, getrunken wurde.
41 Steccanella, St. Gallen, Meister Nr. 81.

Schweiz sehr selten hergestellt worden. Bei dieser Kaffee-/Mokka-Garnitur handelt es sich um die einzigen bekannten Kaffeekannen aus St. Gallen und die einzig bekannte Doppelgarnitur östlich von Winterthur. Michael Rietmann können sonst nur noch ein Esslöffel und zwei Siegelstempel sicher zugewiesen werden.

Der St. Galler Goldschmied Felix Kelli war vermutlich ausschliesslich als Besteckschmied tätig. Jedenfalls kennt man bisher nur Löffel, die mit seinen Goldschmiedemarken bezeichnet sind. Meist handelt es sich um einzelne Tafellöffel. Sechsergarnituren, gar in originalem mit Leder gefasstem Etui, sind selten.

Goldschmiedewerke aus dem Städtchen Lichtensteig

Lichtensteiger Goldschmiedearbeiten sind sehr selten. Das hat seinen Grund unter anderem im bäuerlichen Umfeld des Städtchens. Am meisten erhalten haben sich Kirchengeräte, vornehmlich im Toggenburg und Rheintal. Zweifellos wurden auch zahlreiche profane Arbeiten geschaffen, die im Laufe der Zeit eingeschmolzen wurden, weil Silber immer auch Wertanlage und Notgroschen war.



Rattenschwanzlöffel, Lichtensteig, um 1680. Silber. Meister: Johann Ulrich III. Giezendanner.[42]

So ist es umso erfreulicher, dass in der Sammlung Kiener der älteste bekannte Lichtensteiger Löffel enthalten ist. Es handelt sich um einen Rattenschwanzlöffel, dessen Stielende durch ein hübsches florales Knäufchen geschmückt wird. Dieser Löffel wurde, wie die Goldschmiedezeichen belegen, von Goldschmied Johann Ulrich III. Giezendanner geschaffen. Vom selben Goldschmied, der auch immer wieder Stadtämter bekleidete, sind nur Abendmahlsbecher[43] und zwei spätere Löffel als eigenhändige Arbeiten bekannt.

Von dem aus Näfels (GL) stammenden Goldschmied Johann Jakob Müller sind nahezu 50 unterschiedliche Arbeiten bekannt und dokumentiert. Nebst Tafellöffeln sind es vor allem liturgische Geräte für den katholischen Gottesdienst. Doch Müller hat auch profane Korpus- und Gussarbeiten hergestellt, erwähnt seien hier nur ein gegossener

Oben: Zuckerdose, Lichtensteig, um 1810. Silber. Meister: Johann Jakob Müller.[44]

Unten: Döschen, ungemarkt, möglicherweise von Alois Boxler, Lichtensteig, 1838. Silber.

42 Steccanella, Lichtensteig, Meister Nr. 24.

43 Steccanella, SGEK, Inv-Nr. AG-I 108. Die zwei Abendmahlsbecher in Krinau, die ebenfalls Johann Ulrich III. Giezendanner zugeschrieben wurden, stammen nach aktuellem Forschungsstand von Johann I. Giezendanner.

44 Steccanella, Lichtensteig, Meister Nr. 45.

Degengriff[45] und ein Schützenbecher für das Eidgenössische Freischiessen 1842 in Chur. Zu diesen seltenen profanen Arbeiten gehört auch die klassizistische Zuckerdose. Sie ist in schönstem Empirestil gestaltet und besticht durch die gekonnte Hammer- und Gravierarbeit. Eine ähnliche, insgesamt jedoch weniger qualitätsvolle Zuckerdose wird im Kloster St. Gallusberg in Glattburg bei Oberbüren aufbewahrt. Diese ungemarkte Zuckerdose könnte auch aus Lichtensteig stammen.

Ein ebenfalls ungemarktes Kleinkunstwerk ist das Döschen, das 1838 von der Schützengesellschaft Lichtensteig als Ehrengabe am Eidgenössischen Freischiessen in St. Gallen verehrt worden ist. Ich würde dieses Stück dem Schwiegersohn des Johann Jakob Müller, dem Goldschmied Alois Boxler, zuschreiben.

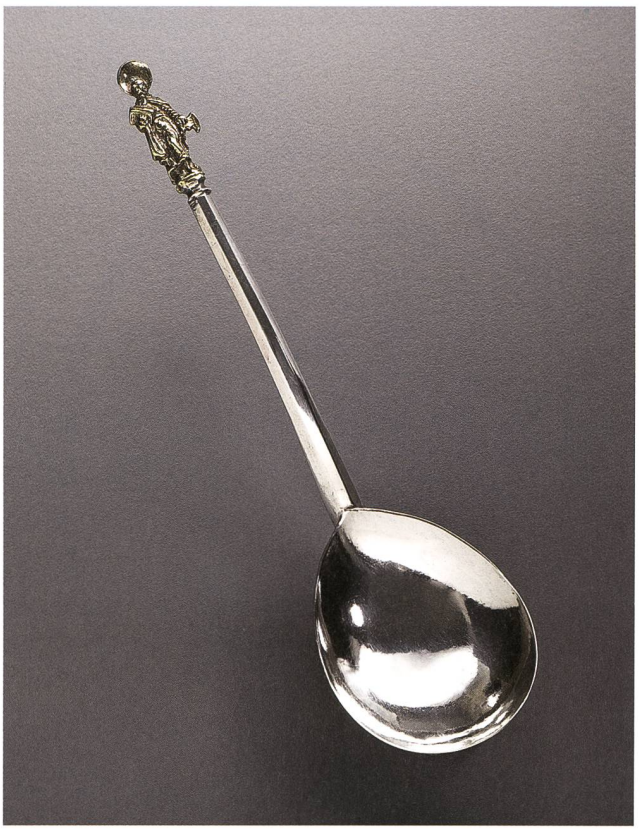
Von dem aus Schleswig-Holstein[46] zugezogenen Goldschmied Johann Georg Wörpel stammt das Senftöpfchen, das im frühen Biedermeierstil geschaffen worden ist. Man erkennt an dieser Arbeit, dass Georg Wörpel auf seiner Reise in die Schweiz die neuesten Modeströmungen kennenlernen konnte. Solche Senftöpfchen gehörten zur gehobenen Tafelkultur des 19. Jahrhunderts. Bei vielen der frühen Töpfchen ging das Glas im Laufe der Zeit zu Bruch. Umso erfreulicher ist der Erhaltungszustand dieser Lichtensteiger Goldschmiedearbeit.

Goldschmiedewerke aus der Stadt Rapperswil

Rapperswiler Goldschmiedearbeiten sind hauptsächlich durch die Publikationen von Dora Fanny Rittmeyer bekannt. Jüngere Veröffentlichungen konnten nichts wesentlich Neues beitragen. Von den vielen in Rapperswil seit dem 16. Jahrhundert tätigen Goldschmieden sind hauptsächlich liturgische Geräte erhalten geblieben. Geräte, die dem religiösen Kult dienten, wurden auch in Krisenzeiten bedeutend seltener eingeschmolzen als profane Stücke.

Umso erfreulicher ist es, dass die drei Rapperswiler Goldschmiedearbeiten dieser Sammlung profane Stücke sind. Es handelt sich um eine Weinprobierschale und zwei Apostellöffel. Die Bezeichnung Apostellöffel stammt von den gegossenen Apostelfigürchen am Stielende.

Senftopf, Lichtensteig, um 1820. Silber, gefasster farbloser Glaseinsatz. Meister: Johann Georg Wörpel.[47]



Apostellöffel, Rapperswil, um 1660. Silber. Meister: Johann Meinrad Ruch d. J.[48]

45 Heute im Museum Appenzell.
46 Wörpel stammte aus Preetz, einer Kleinstadt südöstlich von Kiel. Er kam um 1813 ins Toggenburg.
47 Steccanella, Lichtensteig, Meister Nr. 63.
48 Rittmeyer, Rapperswil, S. 136.

Bei dem von Johann Meinrad Ruch d. J. geschaffenen Löffel sind dem Figürchen ein Buch und ein Beil als Attribute beigegeben. Damit kann das Figürchen als Evangelist und Apostel Matthäus identifiziert werden.[49] Auf der Unterseite der Laffe sind die Goldschmiedezeichen eingeschlagen. Die zwei gravierten und ziervergoldeten Rosen stellen das Stadtwappen dar. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass dieser Löffel einst zum Ratssilber gehörte oder als Ehrengeschenk der Stadt vergabt worden ist.

Das Stielende des anderen, eine Generation später von Franz Felix Rüssi geschaffenen Löffels ziert ein Gussfigürchen, das in seiner Rechten einen Kelch hält. Mit einem Kelch wird der Apostel Johannes dargestellt. Auf der Unterseite der Laffe befindet sich, nebst den beiden Goldschmiedezeichen, eine grosse gravierte und ziervergoldete Blume, begleitet von den Besitzerinitialen «S» und «H».

Apostellöffel, Rapperswil, um 1720. Silber, teilvergoldet. Meister: Franz Felix Rüssi.

Ebenfalls aus der Werkstatt des Franz Felix Rüssi stammt die kunstvoll getriebene Weinprobierschale. Vier ähnliche, jedoch von Rüssi etwas schlichter verzierte Branntweinschalen[50] befinden sich im Ratssilber der Stadt Rapperswil. Der Boden der vorliegenden Schale ist mit einem getriebenen und ziselierten Wappen, umgeben von stacheligem Akanthusblattwerk, reich verziert. Im Laubwerk verstecken sich die Besitzerinitialen «H.E.F.R.», die sich entweder auf H. E. F. Ritter/Reiter oder H. E. Felix Rüssi beziehen können.

Weinprobierschale, Rapperswil, um 1720. Silber, teilvergoldet. Meister: Franz Felix Rüssi.[51]

Goldschmiedewerke aus der Stadt Rorschach

Rorschacher Goldschmiedearbeiten sind sehr selten. Von den 24 namentlich bekannten Rorschacher Goldschmieden kennen wir nur von elf Meistern insgesamt 23 Arbeiten. Meistens sind auch hier liturgische Geräte erhalten geblieben.

Über den Goldschmied Hofmann von Leuchten ist kaum etwas bekannt.[52] Er wird im 17. Jahrhundert in Rorschach erwähnt. Von diesem Goldschmied sind zwei Standlöffel erhalten. Bei diesen Löffeln ist der Übergang vom Stiel zur

49 Die anderen Apostel, die ein Beil als Attribut führen können (Judas Thaddäus und Simon Zelotes), haben kein Buch als weiteres Erkennungszeichen.

50 Auch «Brandweinschale» oder «Helserschale» genannt. Die Bezeichnung Branntweinschale wurde ursprünglich in Norddeutschland verwendet und bezeichnete eine zweihenklige Schale, in der gesüsster und gewürzter Branntwein am Tisch herumgereicht wurde. «Weinprobierschalen» werden die formal identischen Geräte im süddeutschen Raum genannt. Solch zweihenklige Schalen werden stets als Branntweinschale, Brandweinschale, Helserschale oder Weinprobierschale bezeichnet.

51 Rittmeyer, Rapperswil, S. 140 f.

52 Die Quellenlage für das 17. Jahrhundert in Rorschach ist schlecht. Von den Kirchen- oder Pfarrbüchern des 17. Jahrhunderts gibt es nur unzuverlässige Abschriften. Der Familienname Hofmann ist darin nur für die Jahre 1616 bis 1648 nachgewiesen.

Ölgefäss, Rorschach, um 1680. Silber, teilvergoldet. Meister: Albrecht Rotfuchs oder Andreas Raiss.[54]

Oben: Standlöffel, Rorschach, 17. Jh., Silber. Meister: Hofmann von Leuchten.[53]

Unten: Standlöffel, Rorschach, 17. Jh., Silber. Meister: Hofmann von Leuchten.

Laffe so gestaltet, dass der Stiel nach oben freisteht, wenn der Löffel weggelegt wird. Beide Löffel sind auf der Unterseite hübsch graviert und ziervergoldet. Einer dieser Standlöffel trägt am Stielende ein Wappenschildchen mit einem nicht identifizierten Familienwappen. Neben diesen zwei Löffeln ist vom Goldschmied Hofmann von Leuchten nur noch ein Silbergürtel bekannt.

Das kleine zylindrische Gefäss mit den gravierten Buchstaben «OI» für «Oleum Infirmorum» ist ein Ölgefäss, das zur Aufbewahrung des Krankenöles diente. Es handelt sich um eine sehr schöne Arbeit, deren Deckelchen durch einen Hakenverschluss zusätzlich gesichert ist. Es gibt zwei unterschiedliche Meisterzeichen mit den Initialen «AR». Die sichere Zuschreibung an einen der beiden Goldschmiede (Rotfuchs oder Raiss) ist ohne weitere Quellenbelege nicht möglich, da beide Goldschmiede in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Rorschach nachgewiesen sind.

Goldschmiedewerke aus Uznach

In Uznach sind nur wenige Goldschmiede tätig gewesen. Grund dafür sind einerseits die wechselnden Untertanenverhältnisse im Linthgebiet, andererseits die drückende Konkurrenz durch die Rapperswiler Goldschmiede.

53 Steccanella, Rorschach, Meister Nr. 12.

54 Steccanella, Rorschach, Meister Nr. 20, evtl. Nr. 18.

Das Reisebesteck im originalen Etui ist ein schönes Beispiel für die doch ganz gute Qualität, die Landgoldschmiede liefern konnten. Als Reisebesteck werden heute Besteckgarnituren für eine oder zwei Personen bezeichnet. Diese Besteckgarnituren, die stets in einem Behältnis aufbewahrt werden konnten, wurden ursprünglich «Mundzeug» genannt. Solche Garnituren gehörten seit dem 16. Jahrhundert zum Reisegepäck von Personen, die oft ausser Haus essen mussten.[55]

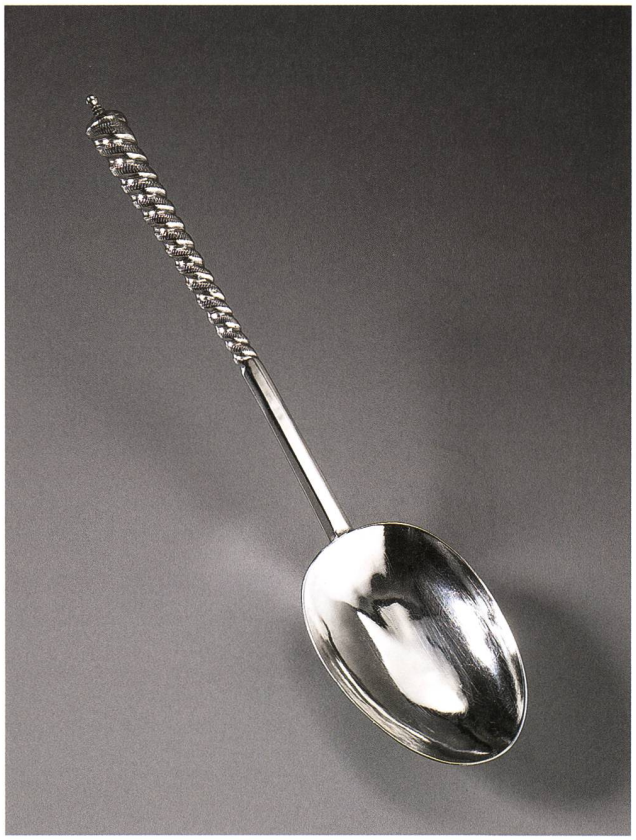
Reisebesteck, Uznach, um 1790. Silber, vergoldet, Stahlklinge. In Etui. Meister: Alois Keller.

Goldschmiedewerke aus der Stadt Wil

Die Äbtestadt Wil war unter anderem für das Stift St. Gallen wichtig, weil sich die Reformation in Wil nicht durchsetzen konnte. Den ausnahmslos katholischen Goldschmieden der Stadt Wil wurden von den Fürstäbten und anderen katholischen Auftraggebern bevorzugt Aufträge erteilt. Erhalten geblieben sind eine grosse Anzahl von liturgischen Geräten wie Kelche, Ziborien, Monstranzen und vieles mehr, das im katholischen Kult verwendet wurde. Von dieser Vielfalt zeugen die Publikationen von Dora Fanny Rittmeyer[56] und die vielen in den letzten Jahrzehnten erstellten Kircheninventare.

Joseph Wieland (1661–1742) war Goldschmied in dritter Generation. Von ihm wurden die beiden silbernen und ziervergoldeten Messkännchen geschaffen. Die typischen frühbarocken Arbeiten bestechen durch ihre glatte Oberfläche, die lediglich durch waagrechte, zirkuläre Ringe gegliedert wird. Die Kännchen stehen auf Rundfüssen mit

Paar Messkännchen, Wil, um 1690. Silber. Meister: Joseph Wieland.[57]



Rattenschwanzlöffel, Wil, um 1700. Silber. Blumenmeister.[58]

55 Vgl. dazu «Mundzeug» im Grossen Kunstlexikon von P. W. Hartmann, http://www.beyars.com/kunstlexikon/lexikon_6149.html (04.08.2018).
56 Rittmeyer, Wil.
57 Steccanella, Wil, Meister Nr. 66.
58 Steccanella, Wil, Meister Nr. 10.

Balusterschäften. Die Deckel sind dem Fuss entsprechend gestaltet und werden durch ein kleines Balusterknäufchen bekrönt. Die Drücker sind wie üblich in der Form der Buchstaben A (= Aqua) und V (=Vinum) gestaltet.

Der Stiel des sonst schmucklosen Rattenschwanzlöffels ist in zwei Dritteln seiner Länge spiralig gewunden und mit gefächelter Linie verziert. Die Goldschmiedemarken sind, wie üblich, auf der Unterseite der Laffe eingeschlagen. Bisher konnte der Name dieses Goldschmieds nicht gefunden werden, so dass sich der Hilfsname «Blumenmeister» eingebürgert hat. Erschwerend kommt hinzu, dass offensichtlich zwei verschiedene Goldschmiedemeister sehr ähnliche Blumenmarken verwendet haben müssen, denn die ältesten Werke mit dem Blumenstempel werden um 1650 datiert, die jüngsten Werke sind um 1780 entstanden.

Bearbeitungstechniken der Goldschmiede

Die althergebrachten Handwerkstechniken der Gold- und Silberschmiede haben sich jahrhundertelang kaum verändert, vom Ägypten der Pharaonen bis zu den Werkstätten Europas in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst mit der industriellen Entwicklung, der Erfindung der Dampfmaschine und der Elektrizität hat sich das Goldschmiedehandwerk in Teilbereichen gewandelt. Oftmals geschah dies aber auf Kosten der kunsthandwerklichen Qualität.

Ätzen

Mit dieser Schmucktechnik, die dem Radieren in der Drucktechnik entspricht, werden einzelne Ornamente, Inschriften oder gar gezeichnete Darstellungen in die Oberfläche eines Werkstückes eingeätzt. Damit wird im Gegensatz zum Gravieren das Metall nicht mit einem Stichel abgetragen, sondern mit Salpetersäure auf chemischem Weg entfernt. Dabei wird die Oberfläche des Werkstückes mit einem säurebeständigen Lack versiegelt. Die Verzierungen werden danach in den Lack eingeritzt und anschliessend wird das Objekt ins Säurebad getaucht. Dabei entstehen vertiefte Verzierungen auf der Metalloberfläche.

Drücken

Mit dieser erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden, formgebenden Technik wird ein in der gewünschten Form vorbereitetes Blechstück auf eine in der Drehbank rotierende Holzform mit einem Drückstahl aufgepresst. Auf diese Weise lassen sich schnell und billig serienmässig Hohlgefässe herstellen, die im Gegensatz zu den getriebenen Objekten meist sehr dünnwandig und leicht sind.

Email

Mit dem Aufschmelzen von gefärbtem, pulverisiertem Glas auf die Metalloberfläche wurden schon die Goldschmiedearbeiten des Mittelalters verziert. Das Email kann durchsichtig (transluzid) oder undurchsichtig (opak) hergestellt werden. Die häufigsten Verfahren sind der Gruben- und der Zellenschmelz. Beim Grubenschmelz wird das Email in mit dem Grabstichel hergestellte Vertiefungen auf der Werkstückoberfläche eingeschmolzen. Beim Zellenschmelz werden auf die Oberfläche des Objektes Metallstege aufgelötet und die Zwischenräume mit Email ausgeschmolzen. In der Barockzeit wurden oftmals auch einzelne, von Spezialisten gemalte Emailmedaillons auf die fertigen Objekte montiert.

Filigranarbeit

Sie war bis ins Mittelalter eine der wichtigsten Schmucktechniken, geriet dann aber nach und nach in Vergessenheit. Im süddeutschen Raum entwickelte sich Schwäbisch Gmünd zum eigentlichen Zentrum der Filigrankunst. Bei der Filigranarbeit werden dünnste Silberfäden zu kunstvollen Gitterchen und Rosetten verlötet. Oftmals wurden auch Wallfahrtsandenken, Patenpfennige[59] und Reliquienkapseln mit Filigranarbeit gefasst.

Flacharbeit

Eine der unscheinbarsten, aber schwierigsten Arbeiten des Goldschmiedes ist die Flacharbeit. Hierbei wird durch gezielte Schläge mit dem Spannhammer, die nicht verformend wirken, den flach gearbeiteten Platten und Tellern eine innere Spannung gegeben. Diese werden dadurch stabil und verformen sich bei Belastung nicht.

Giessen

Giessen war die wichtigste Technik der Goldschmiede. Damit sie ihre Werkstoffe in richtiger Zusammensetzung, Form und Grösse zur Verfügung hatten, musste das Metall vorerst legiert und dann in Barren gegossen werden. Aber auch um Zierelemente oder besonders stark beanspruchte

59 Patenpfennige sind silberne Medaillen, die von den Paten dem Täufling geschenkt wurden. Oft finden sich auf einer Seite dieser Medaillen das eingravierte Taufdatum sowie die Namen des Kindes und des Paten.

Teile wie Kruzifixe, Kännchengriffe, Knäufe von Pokalen usw. herzustellen, bedient sich der Goldschmied der Gusstechnik. Dabei werden von Modellen (Gips, Holz, Blei usw.) Abgüsse im Flaschen- oder Kastenguss gefertigt. Das Modell wird in eine formbare Sandmasse gedrückt und der entstehende Hohlraum mit dem flüssigen Metall ausgegossen. Eine komplizierte Form wurde oftmals in mehreren Teilen gegossen und später noch zusammengelötet. Für Einzelstücke kannte man auch den Guss in verlorener Form, wobei ein Wachsmodell mit einer Tonmasse umgeben wurde. Beim Brennen der Gussform lief das Wachs aus, die so entstandene Hohlform wurde wiederum mit dem flüssigen Metall ausgegossen. Zur Freilegung des Werkstückes wurde die Gussform zerstört.

Gravieren

Mit dieser spanabhebenden Technik werden Inschriften oder gezeichnete Darstellungen mittels verschiedener Gravierstichel auf dem Werkstück angebracht. Die Technik des Gravierens wird beispielsweise auch beim Kupferstich angewendet.

Legieren

Damit die Edelmetalle eine ausreichende Härte erhalten, müssen sie mit unedlen Metallen vermischt werden. Dies geschieht im Schmelzofen, wobei den Edelmetallen Gold oder Silber die gewünschten Anteile Kupfer und/oder Messing beigegeben werden.

Löten

Einzeln hergestellte Teile, geschmiedete und gegossene, müssen vom Goldschmied oftmals dauerhaft verbunden werden. Er bedient sich hierbei der Technik des Lötens. Als Lot wird eine Silberlegierung mit niedrigerem Schmelzpunkt als die beim Werkstück verwendete Legierung verwendet. Man unterscheidet zwischen Hartlöten (Schmelzpunkt ca. 600 Grad) und Weichlöten (Schmelzpunkt ca. 450 Grad). Die Goldschmiede bevorzugten üblicherweise das dauerhaftere Hartlot.

Polieren – Montieren

Polieren und Montieren sind Techniken, die bei der Fertigstellung eines Werkstückes angewendet wurden. Zum Montieren verschiedener Teile wurde neben dem Löten auch geschraubt oder vernietet. Nach dem Weisssieden oder Vergolden musste die Oberfläche des Werkstückes durch Polieren mit verschiedenen, speziell geformten Halbedelsteinen von allen Bearbeitungsspuren befreit werden. Polierrot (feinteiliges Eisenoxid) oder ähnliche feinkörnige Poliermittel dienten schliesslich dazu, die Oberfläche auf Hochglanz zu bringen.

Pressen

Mit gusseisernen Gesenken[60] wurden in den einzelnen Werkstätten serienmässig Zierappliken und Einzelteile, z.B. Sockelteile von Altarleuchtern, gepresst. Die Herstellung der Gesenke war aufwändig und teuer, so dass sich diese Technik nur für Objekte lohnte, die in grossen Serien produziert werden konnten. Da diese Teile aber oftmals nachbearbeitet werden mussten, behielten sie eine kunsthandwerkliche Note. Im 19. Jahrhundert kamen dann aber industriell vorgepresste Teile auf den Markt, die von den Goldschmieden ab Katalog bezogen werden konnten.

Punzieren

Im Gegensatz zum Ziselieren wird hier mit der Punze (Stempeleisen) direkt eine Verzierung auf die Oberfläche des Metalls eingeprägt (zum Beispiel Blumen, Sterne usw.).

Treiben – Schmieden

Hohlgefässe und Platten mussten bis zur Erfindung von Walzmaschinen am Ende des 18. Jahrhunderts durch Treiben hergestellt werden. Dabei wurden die gegossenen Silberbarren mit den schweren Plantschhammern kalt flach geschmiedet, wobei sie immer wieder in der Esse zwischengeglüht werden mussten. Aus den so flach geschmiedeten, oftmals runden Werkstücken wurden dann mit kleineren Hämmern die gewünschten Formen mittels verschiedener Ambossaufsätze getrieben. Hohlformen wurden dabei mit Hilfe eines Prelleisens von Innen nach Aussen geschmiedet.

Vergolden

Ausser den liturgischen Geräten durften die Goldschmiede üblicherweise nur silberne Objekte vergolden. Bis ins 19. Jahrhundert war die Feuervergoldung üblich. Hierbei stellte der Goldschmied aus sechs Teilen Quecksilber und einem Teil Gold ein Amalgam her. Dieses trug er auf die zu vergoldende Oberfläche auf und dampfte das Quecksilber über dem Feuer ab. Nach dem Vergolden musste die Oberfläche noch poliert werden. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängten die galvanische Vergoldung[61] die dauerhaftere Feuervergoldung beinahe vollständig.

60 Gesenke sind zweiteilige Formen, mit denen Reliefverzierungen in Bleche gepresst werden.

61 Elektrotechnische Vergoldungsmethode, die in grösserem Umfang erst ab dem späten 19. Jahrhundert in Gebrauch kam.

Weisssieden
Dieses Verfahren dient, ähnlich dem Vergolden, der Oberflächenveredelung. In einem Säurebad werden das schwarze Schwefelsulfit und die unedlen Metalle von der Oberfläche des Objektes chemisch entfernt. Zurück bleibt eine dünne, matte Feinsilberschicht, die wiederum durch Polieren veredelt wird.

Zargenarbeit
Kleinere Hohlgefässe, wie Pillen-, Zucker- und Öldöschen, wurden durch Zargenarbeit hergestellt. Ein Blechstück wird dabei um eine Form, zum Beispiel einen Zylinder, gebogen und die Verbindungsstellen werden verlötet. Erst im 19. Jahrhundert, als industriell gewalzte Bleche erhältlich waren, fand die Zargenarbeit auch bei grösseren Objekten Verwendung.

Ziselieren
Die Feinbearbeitung des getriebenen Werkstückes wurde oftmals durch die Ziselierarbeit vorgenommen. Dabei wird das Werkstück mit Treibpech gefüllt (Hohlformen). Mit Hammerschlägen auf die Ziselierpunzen[62] wird die Oberfläche mit Buckeln und Vertiefungen verziert. Mit dieser Technik wurden reliefartige Verzierungen hergestellt.

Literatur:

Gleichenstein, Elisabeth von und Douglas, Christoph A. Graf. Gold und Silber aus Konstanz, Meisterwerke der Goldschmiedekunst des 13. – 18. Jahrhunderts, Konstanz 1985.

Lanz, Hanspeter. Weltliches Silber 2, Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, Zürich 2001.

Lösel, Eva Maria. Zürcher Goldschmiedehandwerk im 16. und 17. Jahrhundert, Zürich 1975.

Rittmeyer, Dora Fanny. Rapperswiler Goldschmiede, in; Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 34, Heft 3, Zürich 1949.

Rittmeyer, Dora Fanny. Zur Geschichte des Goldschmiedehandwerks in der Stadt St. Gallen, in: 70. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1930.

Rittmeyer, Dora Fanny. Die Goldschmiede und die Kirchenschätze in der Stadt Wil, in: 103. Neujahrsblatt des Historischen Vereins St. Gallen, Wil (SG) 1963.

Rosenberg, Marc. Der Goldschmiede Merkzeichen, Bd. 1–4, Frankfurt a. M. 1921–1928, Digitalisierung: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/rosenberg1922ga.

Seling, Helmut. Die Kunst der Augsburger Goldschmiede 1529 – 1868, München 1980.

Steccanella, Angelo. Feldkircher Künstler und Handwerker, Typoskript 1993, Stadtarchiv Feldkirch.

Steccanella, Angelo. Stadt St. Galler Goldschmiede, Staatsarchiv St. Gallen, Signatur W 143/1.

Steccanella, Angelo. Rorschacher Goldschmiede, Staatsarchiv St. Gallen, Signatur W 143/2.

Steccanella, Angelo. Wiler Goldschmiede, Staatsarchiv St. Gallen, Signatur W 143/3.

Steccanella, Angelo. Lichtensteiger Goldschmiede, Staatsarchiv St. Gallen, Signatur W 143/4.

Steccanella, Angelo. Kirchliche und weltliche Metallarbeiten im Kloster St. Gallenberg, in: Benediktinerinnen-Abtei St. Gallenberg in Glattburg bei Oberbüren, St. Gallen 2004.

Steccanella, Angelo. Inventar der beweglichen Kulturgüter in den Evangelischen Kirchen des Kantons Appenzell Ausserrhoden (AREK).

Steccanella, Angelo. Inventar der beweglichen Kulturgüter in den Evangelischen Kirchen des Kantons St. Gallen (SGEK).

62 Meisselähnliche Werkzeuge mit unterschiedlich geformter Spitze.